



Gran-Chaco Paraguay, Philadelphia, Kolonie Fernheim, Süd-Amerika.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Bezugspreis einschließlich Porto folgender: Für Nordamerika 80 Cents; für ganz Europa entsprechend dem Kurs der Deutschen Reichsmark 2, 50 RM; für Argentinien 2 Pesos Argentinos; für Brasilien laut Vereinbarung mit der Schriftleitung „Die Brücke“ Blatt gegen Blatt; für das Inland 50 Pesos c. 1 pro Jahr. Man überweise Geld in Deutschland, auf Konto „Brüder in Not“ der „Ehemalig Westpreussischen Mennonitengemeinden“ bei der Landwirtschaftsbank in Neuteich und auf Konto 7003 bei der Kreissparkasse in Marienburg Wpr. (Postcheckamt Königsberg Pr. Nr. 11-523). Frankreich und Schweiz: Herrn Max Schowalter, 3 rue de la République Pfaffatt, Haut Rhin. USA: Herrn G. G. Hiebert, Reedley, Kalifornien. Kanada: Herrn D. Epp „Der Bote“ Rosthern, Saskatchewan. Ostl. Paraguay: Herrn F. Heinrichs, Asuncion, Ferreteria Universal. Von andern Orten sende man Gelder direkt an die Redaktion „Menno-Blatt“, aber nur in Bankschecks, nicht durch die Post.

| 7. Jahrgang |

© November 1936 ©

| Nummer 11 |

Der 25. November erinnert uns an unsere Errettung vom Kommunismus.

Geleitet durch Seine Barmherzigkeit.

Du hast geleitet Dein Volk durch Deine Barmherzigkeit, das Du erlöset hast, und hast sie geführt durch Deine Stärke zu Deiner heiligen Wohnung. 2. Mose 15, 13.

So lang das befreite Volk Israel nach der wunderbaren Errettung aus der Knechtschaft Ägyptens. Mit mächtiger Hand hat Gott Sein Israel erlöst aus hoffnungslosem Dasein zu der Idee eines Volkes, zu Kanaanhoffnungen, zur Gemeinschaft mit Gott. In den Wehen Ägyptens geboren zieht nun ein freies, glaubendes, hoffendes Volk mit seinem Gott. Und ergreifend raucht es in vollen Akorden über das Schilfmeer: „Du, o Jehova, hast erlöst Dein Volk!“

Liebe Fernheimer! Zum siebenten Mal fährt sich der 25. November des Jahres 1929. Laßt uns einmal einen Rückblick tun! Ist's uns dann nicht so, als ob wir im Geiste auf der Spitze eines bewachsenen Berggipfels stehen und von hier aus den gefährvollen zurückgelegten Weg überblicken? Was sehen wir da? Rücktransport, Hoffnungslosigkeit, Verbannung und vieles Schwere dazu! Und nun? Sozusagen über Nacht extronnen, gerettet, zu neuen Hoffnungen besetzt. Woher kam's, wer hat's geschafft? Wem gebührt in erster Folge der Dank? „Ach, Herr, mein Gott, das kommt von Dir. Du, Du mußt alles tun!“

Wie sollten wir doch so dankbar sein, eingebend dieser wirklich wunderbar erlebten Tatsache. Harmonisch, ohne Miß-

klang sollte unser Dank zum Allerhöchsten aufsteigen: „Du, o Jehova, hast auch uns mit mächtiger Hand geführt!“

Was hat Gott weiter an Seinem Volke getan? Er hat es durch die Wüste geführt „geleitet Dein Volk durch Deine Barmherzigkeit.“ In der eintönigen Wüste geschahen die Offenbarungen Seiner Gegenwart. Er war der missfolgende Fels, der sich segenspendend öffnete. Seine Herrlichkeit erfüllte die arme Stifftshütte. Die Wolken- und Feuerfäule zog Israel voran bei Tag und Nacht. Aber neben dieser lichten Spur zieht sich eine andere, dunkle, traurige: Gott führt ein widerstrebendes Geschlecht! Murren, Unmut, Sündenliebe, das ist Israels Antwort auf Gottes Gnadenführung. Gott mühte die Zucht der Wüste über; es ging auf vielen Umwegen, ja durch's Sterben hindurch zum Ziele.

Geleitet durch Seine Barmherzigkeit! Das ist auch die Überschrift, I. Fernheimer, über unserer siebenjährige Wanderschaft hier im eintönigen Chaco. Kannst du mit Recht die Gegenwart des Herrn verneinen? Spürst du nicht auch des Geistes sanftes Treiben? Gab's nicht wirklich auch Fortschritte nach innen u. außen? Doch neben diesen herrlichen Segnungen kam auch die Zucht der Umwege, u. Leiden waren nötig. Mara und Elim, Mannaessen und Murren, Sieg und Niederlage, auch Gräber in der Wüste, fleischlicher Sinn und schließlich der Ausschrei aus einem geschälten Mosesherzen. Hat sich dieses nicht alles buchstäblich auch bei uns

wiederholt? Brad nicht immer wieder durch alle dunkeln Wolken Gottes Gnadenlicht? Ja, wenn der Herr in bezug auf uns sprechen müßte: „Sieben Jahre hatte ich Mühe mit diesem Volke“, so hat Er uns dennoch nicht verlassen, sondern: „Der Sein Volk durch Wüsten führt und doch väterlich regiert.“

Endlich heißt es: „Du hast sie geführt durch Deine Stärke zu Deiner heiligen Wohnung.“ Hindurchgebracht nach Kanaan! Das ist Moses Glaubensstandpunkt. Noch ist Israel fern von dem Berge, der Gottes Heiligtum tragen soll (W. 17). Aber Moses erleuchtetes Auge schaut schon das ersehnte Ziel: Kanaan, o Wort des Wohlklanges und der Hoffnung, o Land der Verheißung und Ruhe, mit Deinem heiligen Berge, du Zion Gottes, du winkst dem Wilden in der Nacht, die Ruhe nach dem Streit!

Auch uns kann der Herr aushelfen zu Seinem ewigen Reiche. Durch Todesnot und Jordantiefen führt Er Seine Wüstenpilger in das Himmelskanaan. Eine Sorge nur soll gelten, „daß unser keiner dahinten bleibe!“ Und wenn dann endlich nach dem Schweren, dem letzten, ausgekämpften Streit, wir aus der Fremde in die Heimat kehren, wenn das Lied vom Schilfmeer u. das Lied vom Gläsernen Meere zusammenklingen mit dem Lied des Lammes „Eines hat uns durchgebracht, Lamm Gottes, daß Du warst geschlacht!“ Wie wird dann dir sein, o Seele? Gott bringe uns alle durch die Wüstenwanderung in das himmlische Kanaan!

Friedensruh.

J. Teichardt.

Gemeinde Schule Haus

„Dann ist der Weg zur Schule“

„Es tobt und rast der Wind,
und legt den Sand den heißen,
als wölk er von der Erde weg,
Den fluchbeladenen Chaco reifen.“

Es ist Spätnachmittag! Im Zenit steigt die Tropenjonnie und scheint es nun gerade auf den Chaco abgesehen zu haben, der denn auch wie ein Schmelzofen gleißt. Als wölkte sie mit dem heißen Nordwind vereint das letzte Leben im Chaco auslösen, ausdüren. Auf der Dorfsstraße kämpft jemand mit den Höllenelementen. Der Lehrer ist's, der zum Nachmittagsunterricht eilt. Halb bis zur Erde gebeugt wälet er durch die Sanddünen. Stohweise drängt der starke Wind ihn zurück. Die Sonne brennt auf seinen Nacken, der Wind peitscht sein Gesicht und vom glühenden Sande schmerzen ihm die wunden Augen. Die Straße ist öde, menschenleer. Die Fenster der Häuser geschlossen. Wie ausgetorben ist das Dorf. Schweißtriefend kommt er endlich bei der Schule an.

Mit ihm zugleich huscht ein gewaltiger Windstoß durch die Tür. Welch ein Staub! Auf den Schulbänken kauern lässig die Kinder. Sie bieten „Guten Tag!“ Ob sie sich was dabei denken? Dem Lehrer klingl's wie Ironie. . . . Er geht auf seinen Platz. Tisch und Stuhl sind unter dickem Staub. Sein Blick geht zu den Kindern hinüber. Wie schmutzig von Schweiß und Staub sie sind! Und wie sie, die sonst Lebensfrohen, nun so müde aussehen? Unlust liegt auf den Gesichtern. Die wunden Augen richten sich auf den Lehrer und flehen, nur ja nicht schwere Arbeit tun, nur nicht Tafelschreiben zu dürfen, das zerkratzt im Sandstaub zu sehr die Tafeln. Der Lehrer schweigt noch, ein Bangen geht durch seine Seele — wie soll er die müden, erschlafften Geister wieder für seine Sache begeistern, für die Arbeit gewinnen? Wo er doch auch bei sich diese Mattheitigkeit fühlt!

Ja, wenn es hieße, „es ist nun einmal heute so ein schlimmer Tag, nimm ihn hin und sei still“, aber es ist dem nicht so, es ist weder der erste, noch der letzte stürmische Tag, sondern ein solcher reißt sich an den andern. Und Körper und Geist werden mit jedem Tage müder. . . . Doch, es hat alles seine Grenzen, s'hört alles einmal auf. . . .

Die Unterrichtsstunden sind vorüber, die Arbeit schlecht und recht getan. Der schwere Chaco tag geht zu Ende. Glanzlos, durch die staubverfüllte Luft, scheint die Sonne; verglüht und müde von der anstrengenden Arbeit senkt sie sich in den Busch zur Ruhe. Auch der Wind scheint sich darauf zu bestimmen, daß morgen noch ein Tag ist. Er zieht sich in den Busch zurück, um zu verschauern. Dafür atmen tief und erleichtert die Menschen auf.

Die Hausfrauen öffnen Türen und Fenster, wischen und fegen Staub, baden die Kinder, die Erdlöcher gleichen, ab, und bereiten das Abendessen. Mit Art u. Spaten beladen lehren die Männer vom Felde heim, wo sie trotz Sturm und Sonnenbrand gerodet haben. Wie erfrischt auch sie das Brausebad!

Mutter hat indeß den Tisch gedeckt, im Hof beim Mondenschein. In diesen heißen Tagen schwindet die Gyluft; umso mehr wird getrunken. Genießereich, Tasse

um Tasse wird Verbatee geschlürft, der labend und stärkend zugleich wirkt. Und bald ist in der kühlen Abendluft alle Müdigkeit verschwunden.

Mit Geistesrisse werden Jugend- und Vibelstunden abgehalten, wo Geist und Seele Nahrung schöpsen. Was Wunder, wenn der so schöne Abend so lang wie möglich ausgedehnt wird? Schon ist's um elf, und noch erklingt es von ferne her: „Abend wird es wieder. . . .“ Am Himmel prangen viele Sterne, unter ihnen das „Südlische Kreuz“. Alle schimmen freundlich zu uns hernieder, als riefen sie uns zu:

„Nur Mut, und nicht verzagen,
Der ewig uns am Himmel hält,
Der hält auch euch das Kreuz zu tragen!“
H. R.

Indianermision

Ein wichtiges Erlebnis.

Vor einigen Tagen saßen meine I. Frau und ich bei unsern Kindern J. Legehn in der Stube und unterhielten uns. Ein 12—13jähriger Indianerjunge erschien am Fenster und hat um ein Stück Brot. Da diese Erscheinungen nicht so selten sind, wurde auch deswegen die Unterhaltung nicht sofort unterbrochen. Der braune Junge aber wiederholte seine Bitte. Plötzlich höre ich, wie er eine bekannte Melodie summt und nun bald recht gefühlsvoll in deutscher Sprache in das Lied einstimmt: „Wenn der Heiland als König erscheint“. Er singt den ersten und auch den zweiten Vers klar und deutlich. Nachher singt er noch das Lied „Gott ist die Liebe“. Als er nun still wird, sagt Frau Legehn: „Sing noch ein Lied.“ „No comprendo“ (ich verstehe nicht), antwortet der Bube. Nun erhält er seine Belohnung.

Wir Zuhörer waren wirklich ganz andächtig gestimmt, es war für mich wirklich eine rechte Andacht. Was hätte aber so ein Lied erst für eine Bedeutung, wenn dieser und andere Indianer doch erst mit dem Evangelium richtig bekannt wären!

Lieben Missions-Freunde, laßt uns nicht müde werden, sondern dieses wichtige Werk nach Kräften unterstützen und danach streben, diesen armen Menschen so bald wie möglich das Heil in Christus in ihrer Muttersprache nahe zu bringen!

Allen I. jungen Freunden möchte ich noch eins sagen: Wenn ihr den Indianern in unserer plattdeutschen Sprache etwas beibringt, so strebt darnach, daß sie von euch auch im Umgang nur Gutes erlernen! Sie sind außergewöhnlich lässig; wie schade nur, daß sie mitunter Böses so schnell erlernen! Wir werden dermaleinst auch hierüber Rechenschaft ablegen müssen, was wir diesen Braumen für ein Vorbild gewesen sind.
G. Haak.

Leidenstage

auf dem Missionskamp.

Den 13. Oktober war es, als wir

unserm innig geliebten Söhnchen auf unsern einsamen Kamp auszureisen gaben. Nicht ganz 4 Monate hatte uns sein Dasein erfreut. Wie manches Mal beglückte uns sein Lächeln, besonders in der Zeit, als unser ältestes Töchterchen auf einige Monate bei den Eltern war. Schwer war der neue Anfang hier auf dem abgelegenen Kamp. Wie wohl tat es da, wenn die Einsamkeit und Sehnsucht nach dem entfernten Ainde einen fast erdrückte, in das freundliche Gesicht unseres kleinen Baben zu schauen! Besonders auch lühten wir dieses, als wir hörten, daß unser Töchterchen schwer erkrankt sei, wir aber der Entfernung und der vielen dringenden Arbeit wegen nicht zu ihm konnten. Wie innig haben wir da unsern himmlischen Vater um die Genesung unseres Kindes angefleht! Da dursteten wir es sichtbar erleben, wie der Herr Gebete erhörte. Trozdem das Kind dem Tode nahe gewesen war, dursteten wir es nach einigen Wochen schon munter im Hause haben. Von Herzen haben wir gedankt, nun wieder alle gesund beisammen sein zu dürfen.

Nicht lange währte die Freude. Am 10. erkrankte der kleine Helmuth, der bisher schön gesund war, um am andern Tage die Augen für immer zu schließen. Von Stunde zu Stunde nahm die Krankheit zu, immer höher stieg die Temperatur bis auf 41,5 und doch bedeckten große Schweißtropfen den kleinen Körper. Wie schwer war es, das Leiden des Kindes ansehen zu müssen und nicht helfen zu können! Alle Linderungsversuche blieben erfolglos. Der gute Hirte hatte es beschlossen, sein Schäflein heimzuführen. Und als wir unserm Liebling die Augen zudrückten, da war der Schmerz doch fast zu groß. Doch als wir erst etwas stille wurden, da war's, als ob eine Stimme sprach: „Ich habe Gedanken des Friedens mit euch.“ Das Wort des Psalms „Nun Herr, was soll ich mich trösten? Ich hoffe auf Dich!“ (Ps. 98.) dursteten wir auch erfahren. Denn in solchen Augenblicken der Verlassenheit bemerkt man sich besonders an Gottes Wort.

Da man in den Tropen gleich nach dem Tode an die Beerdigung denken muß, so bewegte uns die Frage: wo die kleine Leiche bestatten? Bis zur Kolonie damit zu fahren, war es zu weit. So gingen wir in der Frühe des andern Tages und suchten für unsern Liebling ein Plätzchen, um ihn zur letzten Ruhe zu stellen. Unter einem Algarobob schien uns die Stelle geeignet. Hier, dachten wir, könnte der Ausgangspunkt zum späteren Missionsfriedhof sein.

Nicht von ungefähr war es auch, daß gerade etliche junge Leute hier gearbeitet hatten. Sie halfen uns denn auch bei der Zubereitung der kleinen Begräbnisfeier. Ein Reiter hatte die Todesnachricht in der Nacht bis zum nächsten Dorf gebracht. So erschienen denn am Nachmittag etliche Brüder und Schwestern, die den weiten, beschwerlichen Weg in der Hitze nicht gescheut hatten. Das Erscheinen der Geschwister, wie auch die Trostsworte, die man uns sagte, taten unserm Herzen wohl. Klein und schlicht war diese erste Feier auf diesem Kamp, doch wird sie uns nie aus dem Gedächtnis entschwinden. Auch nachher haben wir es tröstend empfunden, daß man unser fürbittend gedachte. Ganz besonders danken wir denen, die ihre Teilnahme sogar brieflich bekundet haben.
H. u. H. Raßlaff.

Kämpfende Jugend

Nachrichtenblatt des Deutsch-Mennonitischen Jugendbundes der Kolonie Fernheim

Gran - Chaco Paraguay Süd - Amerika

Vorwort:

Ein jeglicher aber, der da kämpft,
enthält sich alles Dinges. 1. Kor. 9, 25.
Kämpfe den guten Kampf
des Glaubens. 1. Tim. 6, 12.

Wienno's Wahlpruch:

Einen andern Grund kann
niemand legen außer dem,
der gesetzt ist, welcher ist
Jesus Christus. 1. Kor. 3, 11.

Dieses Blatt erscheint monatlich. Für das Ausland gilt es als Gratia-Beilage zum „Menno-Blatt“ gegen den alten Preis. Wird es allein bestellt, so beträgt das Abonnement für ein Jahr in Nord-Amerika 30 Cents; in Europa 1 RM; im Inland 15 — für das Ausland bestellt 20 Pesos c. 1.
Bei Bestellungen von 10 Ex. wird ein Blatt freigegeben. Man sende die Beiträge vom Auslande entweder an die Vertreter des „Menno-Blatt“ oder an uns aber nur in Bankschecks im Einschreibebrief!

3. Jahrgang

Philadelphia, November 1936

Nummer 11

Belehrendes

Im Frühling.

Wenn Baum und Büsche blühen,
Der Wiesenteppich Farben sprüht,
Beschleicht ein heimlich Glühen
Und Sehnen mein Gemüt.

Ich werd mit einmal inne,
Dah ich hier Fremdling bin,
Nun zieht es Herz und Sinne
Mit Macht zur Heimat hin.

Hat doch Millionen Grüße
Der Vater mir geschickt,
Mit Blümlein zart und süße
Den Heimatpfad geschmückt.

Nun schreit ich in der Sonne
Durch Glanz und Blumenduft
Und atme schon voll Wonne
Der Heimat Lebensluft.

J. L. †

Muß das sein?

Diese Frage hat wohl auch unsern Heiland in seiner Leidenszeit beschäftigt. Doch er rang sich hindurch bis zur völligen Ergebung in den Willen Gottes.

Wir armselige Menschen können uns zu so erhabener Größe, die der Herr Jesus darstellte, nicht emporheben, mag unser Glaube auch noch so fest gegründet sein. Wie von selbst steht in unserm Herzen die Frage auf: Muß das sein? Diese Frage zeigt unsere innere Unsicherheit und Unausgeglichenheit; führt meistens zu Zweifel und Hader. Wie gerne antworten wir mit „Nein“, oder suchen ihr aus dem Wege zu gehen. Wir wünschen nichts Sehnlischer, als ein dauerndes und gesichertes Glück, wobei wir aber vergessen, was eigentlich Glück ist. Tritt aber unserm vermeintlichen Glück etwas in den Weg, so steht auch schon die Frage da: „Muß das sein?“ Aber wieweil häufiger stellen wir sie an unsere Mitmenschen. Gewiß hindern uns Menschen oft genug an der Erreichung eines Zieles. Sie werfen uns Steine in den Weg, türmen Schwierigkeiten

um Schwierigkeiten vor unsern Füßen auf. Dann drängt sich uns die Frage auf die Lippen: Muß das sein?

Und diese Frage hat wohl ihre Berechtigung. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, daß ja schließlich auch unsere vermeintlichen Gegner auf der Suche nach ihrem eigenen Glück sind und uns nur deshalb hindern, um selbst schneller ihr Ziel zu erreichen. Auch sie stellen an uns die Frage, ob denn alles sein muß, was wir tun. So ist einer des andern Gegner, weil jeder, ausgesprochen oder unausgesprochen an den andern die Frage stellt: Muß das sein?

Wie glücklich könnten wir sein, wenn dieser Hader mit dem Mitmenschen und mit uns selbst aus unserer Brust verschwände! Und es ist doch so einfach, dieses zu erlangen! Nichte die große Gewissensfrage: Muß das sein? nur an Dich selbst. Niemand sagt: „Hader mit Gott ist Unglaube, Hader mit den Menschen ist Unrecht und Hader mit sich selbst zeigt Gewissensnot.“ Eine Gewissensforschung, Klärung und Stärkung des innern Verantwortungsbewußtseins haben wir alle miteinander sehr nötig, wie das I. Brot, Unser Volk sucht sich zu Einheit und mehr Gemeinschaft zusammenzufinden. Diese gibt es aber nur, wo alle, die zu ihr gehören wollen, vom gleichen Gefühl der Verantwortung erfüllt sind. Frage Dich darum bei allem, was Du tust, immer nur selbst, ob es sein muß, ob es gerade so sein muß, wie Du es tust! Dann hört der Hader mit Gott und den Menschen und endlich auch in Deiner eigenen Brust auf!

Blumenort.

D. Boshmann.

Warum sind wir deutsch?

Es hat auch in Fernheim schon Zeiten gegeben, wo manch einer in seiner völkischen Einstellung wankend zu werden schien, weil er dies oder jenes aus Zeitungskorrespondenzen oder Briefen des Auslandes über das neue Deutschland hörte, womit er scheinbar nicht einverstanden sein konnte. Darum ist es notwendig, daß wir uns ein für allemal über unsere Stellung zum Deutschtum klar werden, damit wir nicht wie ein Rohr hin und her geworfen werden.

Unsere völkische Einstellung darf ja nicht auf folgende Gründe zurückzuführen sein:

1. Wir sind deutsch, weil uns das Mutterland in den letzten Jahren so viel Wohltaten erwiesen hat — also aus Dankbarkeit.

2. Wir sind deutsch, weil es Adolf Hitler gelungen ist, den Kommunismus in Deutschland niederzuringen — also gewissermaßen aus Sympathie, denn wir wissen ja alle, was für eine Gefahr der Kommunismus für die Welt bedeutet.

3. Wir sind deutsch, weil in Deutschland das Gottlosentum aufs schärfste bekämpft wird und die christlichen Kirchen und Gemeinschaften ungekört das Evangelium verkündigen dürfen — also aus religiöser Verbundenheit.

4. Wir sind deutsch, weil im Mutterlande durch die soziale Fürsorge („Winterhilfswerk“, „Kraft durch Freude“, „Mutter und Kind“ u. a.) für jeden Volksgenossen gesorgt wird. Wissen wir doch, was es bedeutet, wenn der Staat nicht für seine Untertanen sorgt (Hungerkatastrophe in Rußland u. in andern Ländern).

Das können alles Gründe sein, die uns in unserer völkischen Einstellung bestärken und uns anspornen, die Verbindung mit dem Mutterlande umso enger zu knüpfen. Wer sein Deutschtum ausschließlich so begründet, der hat es in seinem Wesen und in seiner Tiefe noch nicht erfasst und erlebt. Unsere Stellung zum Deutschtum darf letzten Endes nicht von der jeweiligen religiösen, kulturellen, politischen oder wirtschaftlichen Lage im Mutterlande abhängig sein. Wäre dem so, dann hätten die Hunderttausende russischer Emigranten, die in der ganzen Welt verstreut leben, schon längst ihr Rußentum verleugnen müssen. Trotz der satanischen Zustände halten sie aber fest an ihrem angestammten Volkstum.

Unsere völkische Einstellung muß also eine tiefere Begründung haben: wir sind deutsch, weil uns Gott als Deutsche geboren werden ließ und uns in das deutsche Volk hineingestellt hat. Dazu haben wir von uns aus nichts beigetragen und daran dürfen wir auch nichts ändern. Und wenn wir es tun, dann übertreten wir damit die Ordnungen unseres Schöpfers. Er hat die Völker werden lassen und jedem Volke seine Aufgabe in

der großen Völkersfamilie zugewiesen. Als Einzelglieder eines Volkes müssen wir unserer Eigenart gemäß ihre unsere Lebensaufgabe erfüllen. Sind wir als Deutsche geboren, so wollen wir als Deutsche unsere Pflicht auf dieser Erde erfüllen, auch in Paraguay, denn nur so werden wir voll und ganz unsere Kräfte und Fähigkeiten zum Segen unserer Umgebung entwickeln können.

Untreue dem eigenen Volkstum gegenüber zieht Kluch nach sich. Dafür könnte man viele Beispiele aus der Geschichte und dem Leben der Auslandsdeutschen anführen. Nicht amonst haben unsere kanadischen Brüder ihrer Muttersprache und deutschen Schule wegen die Heimat verlassen. Sie ahnten etwas von dem Zusammenhang zwischen Volkstum und Christentum. Nie werde ich vergessen, was Alttester M. Friesen in Osterwid zu mir sagte, als ich ihn nach der Ursache des Festhaltens an der deutschen Sprache und am deutschen Wesen fragte: „Wir glauben, daß wir die Grenzen, die Gott zwischen den Völkern aufgerichtet hat, nicht ungekräft überbetreten dürfen.“

Es bestehen tiefe Zusammenhänge zwischen Volkstum und Christentum und zwischen unserer Stellung zum angestammten Volk und Gott. Der Raum verbietet es, hier näher darauf einzugehen. Aber soviel sei doch gesagt: Genau so wie Treulosigkeit dem eigenen Volkstum gegenüber sich nachteilig für den Einzelnen wie auch für die ganze Gruppe auswirkt, so bewirkt auch die freudige Besagung der göttlichen Ordnung und die Treue zu ihr Segen u. Fortschritt. Treue und Treulosigkeit zum Glauben stehen in starker Verbindung zum Charakter und zur Seele des Menschen; das birte uns aus der Bibel bekannt sein. Dasselbe gilt aber auch von unserer Stellung zum angestammten Volkstum, eben weil es sich um eine göttliche Ordnung handelt. Eine Treue erleichtert und fördert die andere, eine Untreue aber zieht stets die andere nach sich.

Von dieser Erkenntnis aus werden uns auch die Zusammenhänge zwischen Volkstum und Christentum und zwischen Deutschen und Mennoniten verständlicher. Deshalb darf es für uns auch in den völkischen Fragen keine neutrale Stellung geben. Auch hier gilt letzten Endes das „kalt oder warm“. Es muß sich auf diesem Gebiet bei uns eine klare Scheidung der Geister einstellen. Wir müssen uns allen Ernstes mit diesen Fragen auseinandersetzen, wenn die Zeit nicht einfach über uns hinweggehen soll. Wir Jugendlichen sind von dem völkischen Gedanken besonders stark erfaßt; wir müssen aber auch in dieser Hinsicht Grund und Boden unter den Füßen haben. Da gilt es zu suchen und zu forschen, damit wir Rede und Antwort stehen können.

Fritz Kliever jun.

Turn-Übungen.

Vierte Gruppe.

1. Hampelmann: Das der Grundstellung schwingen wir die Arme seitwärts hoch unter gleichzeitigem Sprung in die Seitgräffstellung, dann sofort zurück. Beim Rückschwingen ein- beim Rückschwingen ausatmen. Leichtes und hüpfendes Federn, leeres Springen, gerade und aufrechte Stellung. 6 — 15 mal.

2. Seitwärtschwingen: Arme in Schulterhöhe vorhalten, Beine breit. Nun schwingen die Arme seitwärts—rückwärts—aufwärts, wobei tief einzuatmen ist und die Lungen zu weiten sind. Dazu beim Rückschwingen Zehenspitzenstand, so daß der ganze Körper eine gute, kräftige, aufrechte Haltung einnimmt. Nicht beim Rückschwingen der Arme auch rückwärts beugen, sondern sich in den Schwung hineinlegen. Beim Wiedervorschwingen der Arme ausatmen. 6 — 15 mal.

3. Rückenlage, Weinhöhen: Rückenlage, Hände unter das Gesicht, Beine geschlossen anheben, bis fast zum rechten Winkel. Einatmen. Später die Beine bei dieser Bewegung während der ganzen Übung in der Luft lassen und nicht die Erde berühren. 4 — 20 mal.

4. Bauchlage, Fußgelenke erfassen: in der Bauchlage versuchen wir mit der rechten Hand das rechte und mit der linken Hand das linke Fußgelenk zu erfassen. Beim Zurückgehen einatmen. Nach Möglichkeit hohes Aufrichten des Oberkörpers. Wer ein Hohlkreuz hat, soll die Übung nicht oft machen. 4 — 8 mal.

5. Hochkantliegen auf die rechte Seite legen und den rechten Arm nach oben ausstrecken, linke Hand an die Hosennaht. Nun das linke Bein und den linken Arm hochschwingen und wieder zurück ein- und ausatmen. Jede Seite 4 — 8 mal.

6. Riegeklüge, Beine spreizen und schließen: wir nehmen Riegeklüge ein, den Körper auf Hände und Fußspitzen stützen. Jetzt hüpfen die Beine gleichzeitig auseinander und schließen sich sofort wieder. Dabei kann der Körper in den Hüften locker durchfedern. Den Körper nicht durchhängen lassen oder das Gesicht hochheben, sondern nach Möglichkeit eine gerade Linie bilden. 6 — 12 mal.

7. Schlaghalte, Kumpfdrehen: Arme sind seitlich angewinkelt, Ellbogen nach hinten, Fäuste in Schulterhöhe. Beine breit. Nun Kumpfdrehen rechts und links, wobei die Knie nachhelfen u. durch leichten Anlehnung unterstützen können. 6 — 15 mal. Atmung!

8. Kumpfvorbeugen in Grundstellung: Arme hoch, Füße geschlossen. Unter Ausatmen versuchen wir den Oberkörper vorn abwärts zu beugen und mit den Fingerspitzen, später mit der Faust und sogar mit der flachen Hand die Erde zu berühren. Beim Vorbeugen nachheben, das erleichtert die Übung. Wichtig ist, daß die Knie gestreckt bleiben, sonst verliert die Übung ihren Wert. 8 mal.

9. Stützen, Kumpfvorbeugen: hintere und vordere Füße fest nehmen. Unter Ausatmen langames Rückwärtsbeugen des Oberkörpers. Zuerst wird es nicht so gut gehen, später wird man mit dem Kopf bis auf die Erde kommen. Beim Aufrichten einatmen. 4 — 8 mal.

Otto Stauffer.

N. Siemens; Schriftwart des Bundes: Lehrer P. Neufeld, Bücherwart: B. Käthler.

Das übliche Jugendtreffen wird für Januar, Februar in Aussicht genommen, da der Vorstand dann von seiner hauptberuflichen Arbeit mehr entlastet ist.

Philadelphia J. Legiehn.
im November 1936.

Berichte

Vertreterversammlung des deutsch-mennonitischen „J. B.“ von Fernheim.

Am 31. Oktober tagte in Philadelphia in einem der Räume der neuen Zentralschule die ordentliche Vertreterversammlung des Jugendbundes. Außer zwei waren alle Ortsgruppen vertreten. Zur Verhandlung standen folg. Fragen:

1. Abrechnung des Vorstandes.
2. Weiteres Bestehen des Bundes.
3. Umwahlen.

Die Einnahmen des Bundes im vergangenen Arbeitsjahr beliefen sich auf 12652,35 Pesos. Die Ausgaben auf 11393,00 Pesos. Während die Kasse im Vorjahre mit einem S-Baldo von 300,00 Pesos abschließen mußte, hatte sie in diesem Jahre ein S-Baldo von 1259,35 Pesos aufzuweisen. (Allerdings sagen aber die vielstelligen Zahlen dem ausländischen Leser wenig, denn heute muß man einen Dollar mit stark 300 Pesos berechnen, in der Vorkriegszeit etwa 40 — 50 Pesos.) Die Einnahmen des Bundes ergaben sich aus Mitgliedsbeiträgen und Spenden. Den einzelnen Spendern sei bei dieser Gelegenheit zugleich unser aufrichtigster Dank zum Ausdruck gebracht. Mitgliedsbeiträge kommen mit großer Verspätung ein. Das sollte im künftigen Geschäftsjahr nicht vorkommen. Jeder Ortsgruppenleiter soll auch in diesem Punkte mehr Pünktlichkeit abwalten lassen. Die Herausgabe der Gelder ging hauptsächlich für Beschaffung von Literatur aus dem Mutterlande.

Der schwere Daseinskampf der Kolonie wirkt sich, wie auf allen wirtschaftl. und geistigen Zweigen, auch hemmend auf die Jugendarbeit aus. Besonders nachteilig war auch die nicht genügende Fühlungnahme des Vorstandes mit den einzelnen Ortsgruppen. Es ist ein Mißstand, daß die Jugendarbeit nur nebenberuflich betrieben werden kann. Trotz aller Schwierigkeiten kam aber doch zum Ausdruck, gerade jetzt in der Jugendarbeit durchzuhalten.

Die Wahlen für den Vorstand ergaben folgende Resultate: Bundesleiter: Lehrer J. Legiehn; Vertreter: 1. Lehrer A. Harber, 2. Schriftleiter

Schriftleiter: Nikolaus Siemens.

Unterhaltendes

„Kraft durch Freude.“

(Reisebericht von N. Siemens)

Schülerausflug geplant.

So wird heute im L. Mutterlande eine Organisation benannt, welche, soviel wir hier draußen davon verstehen, dazu dienen soll, seelisch oder körperlich angekränkten Menschen, sofern sie nicht eigene Mittel besitzen, auch einige Freuden am Leben zu gewähren, damit die Betreffenden dann mit neuem Mut den Alltagspflichten obliegen könnten. Eine ähnliche Abwechslung täte auch heute manchem unser Fernheimer bitter nötig, denn sind doch bisher (und zwar seit 6 Jahren schwarzen Siedelns) die weitaus meisten Männer, schon nicht zu sprechen von unseren tapferen Frauen, nicht über die Grenzen von km 145 hinaus gekommen. Und wenn schon drüben in Deutschland, wo doch die Natur so viel gütiger mit dem Menschen rechnet als hier, auf Abwechslung geachtet wurde, wieviel mehr sollte dies es hier der Fall sein? Ja, ja, das arm sein bringt so seine Beschwerden mit sich. Doch nicht über die Armut sei hier ein Hymnos angestimmt, nein über das, was auch uns hier Kraft verschaffen soll und zwar durch Freude. Diesmal war es ein Ausflug und zwar einer der 4. austretenden Klasse der Fernheimer Zentralschule mit 2 Lehrern, darunter der Verfasser dieser Zeilen.

Vorbereitungen.

Unser Herr Oberschulze hatte bei einer Schiffs-Gesellschaft in Asuncion um Fahrkartenpreisermäßigung vorgeschrieben, da wir nicht, wie in Deutschland Freifahrten auf R.D.F.-Dampfern erhalten können. Weil nun jene betreffende Gesellschaft unsere Baumwolle als Fracht übergeföhren hatte, so war man auch bereit, für 13 Personen bis Concepcion und zurück nicht mehr als 380 Pes. zu verlangen. Normalerweise hätte es zirka 800 P. betragen. Herr Casado hielt uns die Eisenbahn frei und hatte auch das Hotel so halb und halb freizubekommen versprochen.

Daheim übte nun die Schule fiebershaft an der Aufföhhrung „Die Himmelsstürmer“. Zweimal wurde das Stück gestellt und zwar mit dem Erfolge, daß wir ein nettes Stümchen eintröhen für ausverkaufte Plätze. Denn so ten wir uns doch, daß es immer noch Geld kosten würde, wenngleich uns durch die mancherlei Ermäßigungen, die uns winkten, der Himmel voller Geigen hing. Wir sind aber immer in Süd-Amerika, wo man es mit dem Versprechen nicht zu genau nimmt, eine Gefahr übrigens, vor der wir nicht genug gewarnt werden können. So versah sich obendrein jeder Schüler noch mit ein paar hundert Pesos extra als Taschengeld.

Es geht los!

Dr. J. Ponten, der deutsche Dichter, weilte gerade in diesen Tagen bei uns. Ihn sollte ein Militärauto zur Bahnstation bringen. Er machte uns liebenswürdig den Vorschlag, mit ihm zu reisen, was für uns insofern verlockend war, nicht auch 2 volle Tage mit Pferdewagen fahren zu müssen. Von Philadelphia bestellte Herr Ponten telephonisch bei der Gesellschaft Casado ein Schienenauto mit Anhänger.

So ging's denn am 23. September um 8 Uhr morgens los, in bester Stimmung. Auch war uns, wie Dr. Ponten sich vorher einmal ausgedrückt hatte, der

„Mennoitengott“ insofern günstig gelonnen, daß der Himmel leicht und Gewolk bedeckt war, was der freundlichen Frau Sonne nicht gewährt, so erbarmungslos auf uns herabderzöhernten. Gelegentlich einiger kleinen Pannen wurde es uns er-möglich, in brüderlicher Weise im täg-lichen Schatten einiger Gebüde unser Mittagsbrot zu verzehren. Um 2 Uhr hielten wir bei der Bahnstation, wo schon das Schienenauto unser wartete. Gepäc-serkauen, uns mit etwas Trinkwasser versorgen war das Werk von 20 Minuten, und los ging's, nun auf Schienen dem Hasen zu.

„Completamente nada“

Um 8 Uhr abends blühen die Lichter von Casado auf, und bald sind wir im Hotel. Auf Dr. Pontens Anfrage nach einem Abendbrot, erhält er vom Hotel-wirt die lakonische Antwort „completa-mente nada“ (rein garnichts). Unserm Dichter macht dieses nicht so viel Ärger wie Späß, daß man zu dieser frühen Stunde im Hotel bereits „rein garnichts“ mehr erhalten kann. Wir holen einen kalten Hühnerschiden, einige Eier, Koteletten und Kuchen vor, und das ist immerhin mehr als „completamente nada“. Wir freuen uns auch darüber, nun wohl den Rekord aufgestellt zu haben, an ein und demselben Tage in Philadelphia gefrüh-stückt und in Casado geabendbrotet zu haben, denn liegen doch zwischen diesen beiden „Polen“ nicht weniger als 250 km.

Bald träumen wir in unseren Zim-mern von „Kraft durch Freude“, sofern uns die Moskitos, diese Plagegeister, nicht in unsern Träumen stören.

Im Hafen Casado.

Ich habe meinen 5jährigen Bubens mitgenommen. Da er im Chaco geboren ist, so ist für ihn alles eine neue Welt. Schon gestern die Fahrt im „Maschinen-
auto“, wie er das Schienenauto Casados nannte, war ihm sehr interessant. Andere Autos fannte er schon aus dem Kriege. Als er aber heute den mächtigen Paragua-aystrom erst sieht, da will er nur baden und muß gehalten werden, damit er nicht in's Wasser rennt. Als er dann zusieht, wie die Schüler Fische angeln, springt er mit gewichtiger Miene zu mir und meldet: „Papa, die Jungens haben ein „Schiff“ gefangen und wollen ihn braten.“ Als dann ein Dampfer anlegt, ist dieses ein „Fisch“, auf dem wir fahren wollen. Erst nach einigen Übungen erkennt er den Unter-schied zwischen diesen grundverschiedenen Dingen, die dieselben Laute aber in um-gekehrter Richtung haben.

Dr. Ponten und Frau wollen zum Norden, um über den Matto-Grosso nach der brasilianischen Küste an den Atlantik und von dort über Uruguay nach Deutsch-land zu reisen. Wir aber gedenken strom-schwärts, d. h. zum Süden zu fahren. Noch einen gemächlichen Tag verleben wir gemeinsam mit den guten Doktorleuten im Hotel. Der fleißige Dichter notiert sich manches aus P. M. Friessens „Mennoiti-sche Geschichte“, die man ihm bis hier zur Verfügung stellte. Seine freundliche Gattin ist wie eine Mutter besorgt, ob auch kner-sere ewig hungrigen Buben und Mädels genug zu essen bekommen. Doch dieses geschieht im Casadoschen Hotel — das sei ihm zur Ehre gesagt — in ganz ergiebiger Weise. Alle zusammen werden wir durch die greßartig angelegte Lammabrit ge-föhrt, wo man uns bereitwillig alles erklärt.

Der Wasserstand des Paraguay ist in dieser Jahreszeit sehr niedrig. Nur die Dampfer mit geringem Tiefgang kommen

nach bis hier herauf. Unsere Gabe sind besorgt, wie sie nur noch weiter vorwärts tonnen sollen. Da Klingelt der Lärm der Lammabrit „Sastre“ an und meldet, daß sich Dr. Ponten und Frau nur mit dem nächsten Dampfer auf den Weg begeben solle, man will ihm mit einem Mo-torboot entgegenkommen, ihn abholen und auch weiter nordwärts bringen.

Dr. Ponten und Frau scheiden.

Gegen Abend kommt aus Asuncion die „Anita“, unser „R.D.F.-Dampfer“. Der Kapitän will nur noch bis „Sastre“ stromauf fahren und am nächsten Morgen dürfen wir dann aufsteigen und unsere Reise fortsetzen. Das Beste, was das Schiff heute föhrt, sind Apfelsinen. Wir kaufen dann einen Saß voll und schmaufen nach Herzenslust. Nun steht auch der Fischbraten auf dem Tisch. Es ist gewissermaßen ein Abschiedessen. Als nun die Sirene vom Hasen ertönt, müssen wir aber auf-brechen. Ein warmer Händedruck, ein ge-genseitiges Zuwinken und das Schiff ver-schwindet im Dunkel der Tropennacht. „Ein Stück Deutschland, das wir in unse-rer Abwesenheit erleben durften“, so fühlen wir es noch, indem wir unsere Lager aufsuchen.

Auf der „Anita“

Wir müssen noch volle 24 Stunden auf die Küste der „Anita“ warten (nor-malerweise, bei günstigem Wasserstand, dauert es 4 Stunden). Es ist wieder Ab-ebend, als der Dampfer anlegt. Von Dr. Ponten wird uns ein Guß durch einen Matrosen übermittelt. Um 10 Uhr endlich lichten wir die Anker. Kollege Legieln u. ich erhalten eine camarote (Kabine) mit 2 Betten zugewiesen. Leider erinnert diese an ein russisches Dampfkab, denn sie ist gerade ober dem Kesselraum errichtet. Die Fußhede ist dermaßen in Anordnung, daß wir direkt in den Maschinenraum hinab-schauen können. Eine ganz erbärmliche Hitze dringt in unseren Schlafrum. Ich flüchte ins Freie, um die Nacht an Deck zu verbringen. Hier schlafen auch unsere Jungs, während die Schülerinnen im un-teren Schiffsraum Betten angewiesen be- kamen. Auch sie kommen bald in Schweiß gebadet nach oben. Bald ankert der Dampfer, wohl des niederen Wasserstan-des wegen bis an den nächsten Morgen. Erst nun gleitet er weiter, bald Post oder andere Ladung aufnehmend. Der Tag wird furchtbar heiß, man sucht nach Schat-ten, aber findet ihn kaum. Ab u. zu streift der Riel unter sich eine Sandbank, aber sitzen bleibt der Kasten nicht.

„Nur nicht Hitler!“

Am Nachmittag steigt ein junger Russe zu uns. Er ist seit einigen Jahren im Lande. Als kleiner Knabe entkam er mit seinen Eltern aus Rußland nach Frankreich und erhielt in Paris seine Bil-dung. Er beherrscht mehrere Sprachen u. ist sehr redselig. Als sich unser Gespräch auf Politik lenkt, meint er: „Möge nur ja Hitler von Rußland fernbleiben, lieber soll dort der Kommunismus herrschen als die Nazis, denn wenn diese dort an die Regierung kommen, so macht sich in un-serm Rußland fremder Einfluß geltend.“ Kollege Legieln erinnert ihn da-ran, ob er nicht wisse, daß aber doch der heutige Einfluß dort nicht russisch, sondern jüdisch sei. Dafür hat nun der Ged weniger Verständnis, als er es wohl für den Handluch oder allerlei Titeichen haben mag. Selbst seine eigene mißliche Lage, die ihn aus einem Nationalrusen zum armeligen Globetrotter machte, hat ihn nicht eines Besseren belehrt. —

„Der unbekannte Soldat.“

Einer unserer Bubens hat sich den Zeh verwundet. Ein freundlicher Offizier reist mit uns aus dem Chaco. Sein Bursche bringt medizinische Mittel und bereinigt und verbindet den Fuß. Nun ist Bekanntschaft geknüpft. In einem feinen Sarg aus glänzendem Palisanderholz führt der Offizier die Gebeine eines Soldaten, eines Siegers von Boquerón, mit sich. Wozu wohl? Am 29. September jedes Jahres wird in allen Städten Paraguays die Eroberung des genannten Fortins (etwa 60 km von Philadelphia) festlich begangen. Das war der Anfang einer ganzen Reihe glänzender Siege der Paraguayer. Aus den mitgeführten Gebeinen wird man auf einem öffentlichen Platz Conceptions „das Grab des unbekanntenen Soldaten“ aufführen.

Wartung — Gefahr!

Jetzt zeichnet der Fluß eine scharfe Kurve nach links. Hier sieht man nacktes Felsgeröll fast mitten im Flußbett hervorstechen. Das sah ich noch nie hier. Dort sitzt auch ein Dampfer, der Pingo, fest, der hier aufsteht und sank. Alle Vorsichtsmahregeln werden getroffen. Die Maschine stopt ab. Mit melancholischem Schnarren kündigt von der Back- und Steuerbordseite des Vorderkastells je ein lotender Matrose die geringe Tiefe des Fahrwassers an. „S-i-e-t-e-y-m-e-d-i-o-o-o, o-c-h-o-y-m-e-d-i-o-o-o“, hört man es von Zeit zu Zeit, bis eine günstige Zahl wieder die Schaufräder voll in Arbeit setzen läßt.

Concepcion.

Nach dem Abendbrot tauchen links vor uns Lichter auf. Concepcion, unser vorläufiges Ziel! Die „Unita“ legt an. Es ist 9 Uhr abends, Sonnabend. Während die Schüler bei unserm Gepäck zurückbleiben, eilen Kollege Legiehn und ich zusammen mit einem alten Herrn, einem Uruguayer, in die Stadt, um ein billiges Unterkommen zu suchen, denn nun beginnen erst die Geldausgaben.

Als wir am Hotel „Frances“, dem teuersten natürlich, wo man pro Mann und Tag 280 Pesos bezahlt, vorüberkommen, sieht bereits unser Bekannter, der junge Ruffe, bei vollbesetzter Tafel. „Der hat vom Kommunismus nur eine blasse Ahnung“ denke ich mir. Bald betreten wir das Hotel „Roma“, (lauter klingende Namen, nicht wahr?) wo man für 80 Pesos Unterkunft findet. Wir aber nehmen mit unsern Schülern, unserer Kasse entsprechend, in der Veranda vorlieb, was uns fast gar nichts kostet. Den Mütten ist das natürlich willkommen, denn mit ihnen ist der Kampf entsehrlich. „Kraft durch Freude“?

Schluß folgt

Aus Brasilien.

Liebes Menno-Blatt!

Was soll ich machen, ich komme nicht drüber. Schon viele Wochen ist es her, seit ich das Ding gelesen habe von den Fröschen und der Butter. Seitdem philosophiere ich hin und her und kann zu keinem konsequenten Resultat kommen. Nun hat sogar in Nr. 2 „R. J.“ noch einer drüber gelacht und mir die Ruhe vollends genommen. Hilf

Du mir doch in meiner Seelennot! Also der Frosch oder die beiden waren in die Milch gefallen. Einer war ertrunken. Der andere soll tatsächlich solange gerudert haben, bis die Milch zur Butter wurde? Hast Du das tatsächlich mit eigenen Augen gesehen? Sollte er nicht vielmehr, als die Masse anfang dick, kompakter, zu werden, langsam schlapp geworden sein, hat er denn, als die Masse anfang, immer mehr Butter zu werden, die Beine überhaupt noch vor- und rückwärts gekriegt? Du, ich glaube Du schwindelst! Und wenn mal so ein Frosch statt in eine Schüssel Milch in eine solche mit Eis fiele, wäre es möglich, daß er, infolge des vielen Ausrutschens in Todesangst geriete, anfänge zu schwitzen, und dadurch das Eis zum Schmelzen brächte, nun auf Frosches Weise im Wasser zu schwimmen? Doch wäre er dann gerettet? Nein, denn der Schüsselrand ist glatt und da kann er nicht heraus, also überkäme ihn wieder die Todesangst und er fänge von Neuem an zu schwitzen, solange, bis das Wasser kocht und verdampft. Doch da würde er auch mit verdampft. Aber was soll ich bloß doch machen mit dem Frosch, wie rette ich den durch einen guten Gedanken-gang aus der Milch oder vom Eis? Da ist wahrhaftig nichts zu lachen dran, vielleicht bist Du, I. Menno-Blatt, so freundlich, und forderst alle Deine Leser zu dem Rettungswerk auf, denn Du hast doch selber mal gesagt, daß Du nicht nur „für“, sondern auch mal „wider“ in Deinen Rubriken erscheinen lassen willst.

Und außerdem, was die Hauptsache ist, hoffe ich, Du brichst mir wegen meiner Einwendung die Treue nicht, denn das wäre nicht schön von Dir. Ich lese Dich sehr gerne, obwohl ich Dich nicht selbst bezahle. Dich schickt mir mein Schwager L. Kliever aus Rosenfeld. Zwar bist Du etwas unregelmäßig, denn von 12 Nrn kommen gewöhnlich 13 nicht an. Doch das muß nicht Deine eigene Schuld sein, denn bis Du hierher kommst, geht Du ja durch viele Hände. Also, brich mir nicht die Treue — gib mir meinen Frieden wieder! Wenn ich Zeit habe, werde ich Dir auch mal schreiben, wie wir hier im Staate S. Paulo die Baumwollpflanzung treiben, vielleicht könnt Ihr Euch dort was davon abschneiden. —

Es grüßt Dich hochachtungsvoll
F. Lenke.

Das „Menno-Blatt“

antwortet.

Es muß doch jenem grauärmen, langbeinigen Geselken mit wechselwarmem Blut zur besonderen Ehre gereichen, daß man über seine „Person“ in der menschlichen Gesellschaft soviel Aufhebens macht. Vor 10 Monaten erschien in meinen Spalten oder in denjenigen meiner kleinen Tochter, der „R. J.“, eine kleine hübsche Parabel, eingeliefert von einer Fernheimer „Jugendblünderin“ (S. „R. J.“ 1936 N. 1) Unerkennend sprach sich dann in N. 2 deselben Blättchens „eine Freundin des Jugendbundes“, leider zu schüchtern, weil ohne Namen, über die Froschgeschichte aus. Diese ältere Frau hatte den richtigen Sinn ergriffen, u. zwar, daß es sich hier um Heil- oder Schwarzsehertum handelte.

Einige Personen, u. zwar aus dem starken Geschlecht, scheinen nun etwas gegen das Gleichnis einzuwenden, als ob denn etwa solche Butter könne gegessen werden, ob sie kompakt sei, oder gar von Eis und Schmelz ist hier die Rede. Darüber geht der Kern verloren. Nein, nein, lediglich wie alle Gleichnisse wollte auch dieses nicht in allen einzelnen Punkten ausgedeutet sein, sondern nur eine bestimmte Wahrheit hervorheben, und das muß ihm wohl bei 898 von 900 Lesern gelungen sein. Hoffentlich wird auch Freund Lenke im fernem Brasilien noch ruhig, nicht wahr? Dann nehme ich in meinen Spalten gern aus seiner Feder eine Abhandlung über das in Aussicht gestellte Thema „Baumwolle“ auf.

Mit freundlichem Gruß

Das „Menno-Blatt.“

Bauernjorgen.

Ich bin als Sohn eines Bauern geboren, kam her und wollte auch hier ein Bauer sein. Ich dachte: „Wer Bauer ist, muß Bauer bleiben und nicht viel seitwärts gucken, sondern so wirtschaften, damit ihm seine Scholle auch sein eigen Brot gäbe“. Und wenn dieses nicht der Fall ist, bin ich dann kein Bauer mehr?

Nein, es liegt am Lande, an der Natur und an den Verhältnissen. Ich bin nun 6 Jahre hier ein Bauer gewesen. Jedes Jahr zog ich auf meinem Acker Furche an Furche. Ich pflanzte, wenn Stürme, Dürre od. Geschmeiß die junge Saat vernichtete bis 3 mal in einem Jahre. Nicht immer erntete ich aber auch von jedem Acker etwas. Außer dem magern Boden waren Hitze und Dürre die Ursache.

Lange nicht genügend bringt unser Acker uns auch die Produkte für unsern Tisch. Baumwolle habe ich wohl geerntet, etliche Jahre auch ganz schön, aber bis zur Tasche kommt nichts. Das ganze Jahr hindurch muß unser Brot vom Auslande bezogen werden. Die letzten 2 Jahre hatten wir nicht einmal Süßkartoffeln und Kaffir zur Genü-

Noch einmal „Gemeinnutz vor Eigennutz.“

Das obige ein wahrlich schöner Spruch aus dem Munde des Führers A. Hiller ist, bekennt ja selbstverständlich auch der geneigte „Ein Besucher“ in der letzten Nr. des „M.-Bl.“ Ob er mit seinen Ausführungen, in denen Tadel und Mahnungen vorherrschend sind, auf allen Stellen aber auch das Richtige getroffen hat, bleibt noch dahingestellt. Da ist z. B. laut seinen Beobachtungen ein Punkt im Leben des Fernheimer Siedlers aufzuzeichnen, wo es „happert“. Und warum es so ist, das beweist der Artikelschreiber damit, daß wir vermutlich einen außerordentlich wichtigen deutschen Spruch vergessen hätten. Dieses ist aber nicht der Fall, denn wenn auch dem Wortlaute nach so ein Spruch, wie dort angeführt ist, nicht im Saale hängt, so ist doch

ge. Zudem ist unsere Kolonie vom östlichen Paraguay und der großen Verkehrsstraße so weit gelegen, daß man billige Lebensmittel, wie: Früchte, Kartoffeln, Fische, u. a. fast garnicht einfahren kann.

Bis jetzt war unsere Viehzucht noch lohnend und mehr versprechend. Unser Viehbestand hat sich in 6 Jahren wohl verdreifacht. Doch jetzt sind wir auch damit an die Grenze angekommen, wie es scheint. Wir sitzen, um Viehzucht zu treiben, zu dicht beisammen. Die Heuschrecken, welche hier auch zu unsern Besuchern gehören, stellten sich kürzlich auch wieder ein, doch auch für sie ist scheinbar nichts Freßbares mehr geblieben. Sie machten sich auf und davon. Auch die Tauben- und Papageienschwärme haben uns verlassen. Auf den Äckern sieht's wüst und leer. Der Wind bläst unsere sogenannte Erde von einer Seite des Dorfes zur andern, um sie nach etlichen Tagen wieder in umgekehrter Richtung zurückzutreiben. Der zusammengetriebene Sand wird wie Schnee vom Hof geschleppt. — Die billigste Kost, die es hier noch gibt, ist das Rindfleisch zu 7 Pesos á kg. Mehl preist bereits 18 Pesos á kg. Ein großes Hindernis ist es auch, daß wir unser einziges Exporterzeugnis, die Baumwolle, fast nur für Inlandsvaluta verkaufen können, während wir unser Brot nur für Auslandsvaluta kaufen müssen. Unsere Lage ist katastrophal, es bauert nicht.

Dunkle Brille.

aber im Wahlspruch des Führers der Sinn der Einigkeit klar enthalten. Wenn jeder Fernheimer Bürger bestrebt sein wird, und dazu soll ja das angeführte Mahnwort dienen, alle wichtigen Schritte und Verbesserungen gemeinsam zu machen, so wird eben dadurch der Grund für die lebenswichtige Einheit gelegt. Oder hat der geschätzte „Ein Besucher“ dieses nicht auch feststellen können? In dem Ausspruch „Gemeinnutz vor Eigennutz“ ist also auch der ebenso lehrreiche Satz „Seid einig, einig, einig!“ enthalten. Oder ob der Schreiber auch irgendwie bestimmte Absichten hegte, die dem persönlichen Nutzen dienen sollten?!

Es gibt auf Erden keinen vollkommeneren Menschen, so auch in Fernheim nicht. Wenn nun etliche Bürger sich nach besser bezahlten Abfäßen umgesehen haben, so ist das wegen der mangelhaften Ernte gut zu erklären. Ich glaube doch, daß wohl die meisten bemüht sind, eine Einheit mit der ganzen Gemeinschaft herzustellen. Es wird auch nach dem Überwinden der gegenwärtigen Wirtschaftskrise mehr ein Leichtereres sein, den innern Wert des Spruches auszuleben, d. h. in die Tat umzusetzen. Und auch der vom verehrten Besucher angeführte Spruch „Seid einig, einig, einig!“ ist nach meinem Dafürhalten von den Fernheimern nicht „vergessen, noch in irgend einem Winkel unseres Herzens verstaubt aufzufinden.“ Ist man erst soweit gekommen, des Führers Spruch im richtigen Sinne ausgelebt zu haben, so wird sich die Einigkeit im wahren Anflitz für jeden Besucher offenbaren. Wahrlich, ein schönes, nachstrebenswertes Ziel für jedermann, für groß und klein, arm und reich, auch für den Tadelnden!

. . . n. . . n.

Aus Rußland.

Wie die 16 Trozkisten erschossen wurden.

Rom. — Der Moskauer Korrespondent der „Coriera dela Cera“ will aus sicherer Quelle erfahren haben, wie man die 16 Trozkisten erschossen hat.

Um 4 Uhr morgens hat man sie geweckt und auf den Hof der GPU in der Lubjanka geführt. Von 80 Mann waren sie bewacht.

Auf dem Hofe erwarteten sie der Richter Ulrich, ein Vertreter der Prokuratur und 12 Tschekisten, die den Urteilspruch auszuführen hatten. Ulrich hat ihnen den Urteilspruch vorgelesen und sie damit bekannt gemacht, daß ihr Gesuch um Begnadigung abgelehrt wurde, und befahl, mit Köpfen zu beginnen.

Zu zweien stellte man sie an die Wand, u. das Schießen begann. Die zwei Erschossenen wurden weggeschleppt, und zwei andere kamen an die Reihe.

Als man mit den ersten zwei Paaren fertig war, fiel Sinowjew in Ohnmacht. Man band seine Arme an Zapfen an der Wand, damit er stehend erschossen werden konnte. Ramenow hielt sich stramm und sprach kein Wort.

Die anderen Verurteilten, zum Teil kleine Sowjetbeamte, darunter auch frühere GPU-Agenten, wie der italienische Korrespondent angibt, überschütteten den Richter, Prokurator und Stalin mit Fluchworten. Aus ihrem Schreien war zu verstehen, daß man ihnen Begnadigung für gespielte Rolle auf dem Gericht versprochen hatte und solche Versprechungen nicht gehalten hat.

Das Erschießen der 16 Personen währte 18 Minuten. Ihre Leichname wurden nicht verbrannt, sondern auf einem Wagen auf den Chodinsker Friedhof gefahren und dort in einem allgemeinen Grab verscharrt. Eine Aufschrift auf dem Grab wurde nicht gemacht.

* * *

Gottes Mühlen mahlen

langsam

Aus Moskau wird gemeldet: Dieser Tage wurde der berühmte Leiter der „kirchlichen Abteilung“ der GPU, Tuschkow, der Hunderte von Geistlichen in den Tod oder nach Sibirien geschickt hat, selbst vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt. Er hat sich seinerzeit gerühmt, den letzten Patriarchen, Tichon, in seinen „Schuß“ genommen zu haben. Gewiß hat er nicht erwartet, daß er auch sich selbst in seinen „Schuß“ nehmen und ein solches Ende finden würde. In Lubjanka wurde er von seinen eigenen Genossen durch Erschießen hingerichtet.

Die obigen Berichte sind entnommen dem sehr gebiegegen nord-amerikanisch-deutschen illustrierten Wochenblatt „Dakota Freie Presse“.

* * *

Wirtschaftliches

Über Düngung.

Es ist ein Irrtum zu denken, daß sich in den Tropen und Subtropen eine Düngung nicht rentiert. Von seltenen Ausnahmefällen abgesehen ist eine Düngung überall noch anzuraten, insbesondere dann, wenn die Stoffe, mit denen man düngt, bei Abtransport und Verkauf nur einen sehr geringen Gewinn lassen würden.

Das Ziel der Siedler im paraguayischen Chaco muß sein, von allem Land, das sie unter dem Pflug haben, mindestens 2 Ernten im Jahre zu erhalten. Daß dabei der Nährstoffvorrat des Bodens härker herangezogen wird, als wenn man nur eine Ernte herunterholt, oder gar das Land von Zeit zu Zeit bracht, ist klar. Aber man kann sich diese intensive Wirtschaftsweise ohne Gefahr leisten, denn man wird um Düngung nie verlegen sein. Als solche werden dienen: 1) zerkleinerte **Stkuchen** (in erster Linie von Rizinus- oder Tunkamen, die giftig sind. Eventuell auch verschimmelte Futterkuchen aus Baumwoll- oder Erdnuskamen). 2) **Stallmist**, 3) **Kompost**, 4) **Gründüngung**.

Aber die Herstellung von Kompost ist schon früher einmal gesprochen worden. Auf die Komposthaufen, die nahe beim Hause angelegt werden, kommt alles, was sich an „nutzlosem“ Abfall in Haus u. Hof und in der Wirtschaft ergibt: Asche, ausgeatetes Gartenunkraut, zum Verbrennen ungeeignete Holzabfälle, verendete Tiere usw. Es ist sehr richtig, was H. Memmler über die Verwendung der organischen Dünger im Pflanzenbau sagt: „Solange in der Pflanzenbauwirtschaft noch irgendwelche nutzbaren Stoffe verloren gehen, arbeitet sie nicht rationell. Ebenso wie die Industrie nur dadurch leistungsfähig bleibt, daß sie alle Materialien bis zum äußersten auswertet und nach Möglichkeit auch die etwaigen Abfälle zur Gewinnung von Nebenprodukten noch veredelt, muß auch der Pflanzenbau bemüht sein, nichts von dem, was im Betriebe hervorgebracht wird, und noch verwendbar ist, nicht verloren gehen zu lassen.“

Alles wird mit Erde bedeckt und von Zeit zu Zeit umgestochen. Der Kompost muß gepflegt werden, ehe er „reif“ wird. —

Stallmist wird in Zukunft von

den Siedlern ebenfalls mehr als bisher gewonnen werden können, wenn Ställe in Form billiger, offener Unterstände anlegt, die mit einem Strohdach gedeckt sind u. von den Tieren des Nachts sowie in den heißen Mittagsstunden u. bei Regen gern benutzt werden, insbesondere wenn man sie daran gewöhnt, dort das Beifutter anzunehmen, das man ihnen außer dem Weidestutter verabfolgt. Auch könnte man neben diesen Unterständen und Mistproduktionsstätten gleichzeitig Brunnen graben. Wasser, das für das Vieh trinkbar ist, findet sich ja fast überall in 7 — 10 m Tiefe.

Über den Wert des Stallmists zu sprechen erübrigt sich. Er ist und bleibt ein erstklassiges Düngemittel, das den Boden nicht nur chemisch und physikalisch, sondern auch bakteriologisch verbessert, immer vorausgesetzt, daß der Stallmist kunstgerecht zubereitet, also nicht trocken u. strohig ist. Ein altes Bauernsprichwort sagt: „Halt ihn feucht und tritt ihn feste, das ist für den Mist das Beste.“ Nach diesem Rezept ist zu verfahren. Die Unterbringung von Stallmist und von Gründüngung und die dadurch bewirkte Verwesung des Humusgehaltes des Bodens fördern die Mikroflora und Mikrofauna, mit deren Entwicklung der so wichtige Gärzustand des Bodens in enger Wechselbeziehung steht. Der Boden ist durchaus kein totes Etwas — „Dreck“, wie der Laie sagt —, sondern ist der Wohnsitz zahlloser mikroskopisch kleiner Lebewesen, deren Gedeihen wiederum für das Gedeihen der Kulturpflanzen von hoher Bedeutung ist. — Bei der Zersetzung des Humus bilden sich als Produkt der Oxidation große Mengen von Kohlendioxidgas (CO₂). Ein Teil desselben löst sich in Bodenwasser und erhöht die Fähigkeit desselben, die Bodenminerale zu lösen und für die Pflanzenwurzeln ausnahmefähig zu machen. Schwere Böden werden durch Stallmist oder Gründüngung gelockert, leichte gebunden.

Nach Prof. Dr. Kempfski.

Verschiedenes

† Todesnachrichten †

1. In Schönbrunn starb im lebendigen Glauben an seinen Erlöser nach längerem Leiden (wohl Herzerweiterung) **Dieterich Warkentin**. Der Bruder stammt aus der Krain. Kurz vor seiner Flucht war er in den Ehestand. Sein Alter

betrug 36 Jahre. Dem Dorfe Schönbrunn durfte er als erster Schulze (noch in Mölln gewählt) im schweren Ansfiedlungsjahr dienen. So hatte er auch in der evang. Gemeinde als angelegter Diakon Dienste zu verrichten. Man schaute gern in das freundliche Gesicht des Nachbarn. Die einsame Witwe (sie ist kinderlos) beweint ihren 1. Gatten. —

2. **Kornelius Epp**, im Alter von 45 Jahren, stammend aus der Dniester Gegend, Sibirien mußte vor Jahresfrist nach Asuncion reisen, wo die Ärzte bei ihm Gaumentrebs feststellten (wohl infolge eines künstlichen Gießens). Man brante den Krebs mit elektr. Strahlen, man schnitt ihn, vergeblich, die Sache wurde nur noch schlimmer. Daß seinem ruhigen Temperament konnte er geduldig seine furchtbaren Leiden ertragen und war gesagt auf seinen Tod. Seine Sachen waren geordnet. Die letzten Tage wurde er ruhiger, bis der hartnäckige Tod ihn von seinen Qualen erlöste. Ihn betrauern Witwe und 4 Kinder. —

Zwei tapfere Kämpfer im harten Chacolampf sind nicht mehr da. Mit beiden war der Schriftleiter gut befreundet, mit beiden kam er in einer Gruppe herüber, mit beiden teilte er auch in den furchtbaren ersten Tagen der Typhusepidemie gemeinsam das Leid und dann mal hin und wieder die Freuden. Lebt denn wohl, meine teuren Kameraden, die Ihr in der warmen Chacoerde ruht und die Waffen strecken müßt! —

Die Vögel im Walde

Sie sangen so wunderschön:

In der Heimat, in der Heimat

Da gibt's ein frohes Wiederseh'n!

Die Lebensmittelnot

machte sich in der Kolonie in letzter Zeit stark bemerkbar. Die Ursache war die, daß die Schiffe längere Zeit unter in Argentinien angekauftes Mehl nicht herausbringen konnten, weil der Wasserstand des Paraguayflusses so niedrig war, wie seit 30 Jahren nicht mehr. Mes Ekbare wurde vorgekauft und jegliche Lebensmittel stiegen hoch im Preis. Manche Familien haben stark leiden müssen. Heute ist es nun schon in die er Beziehung leichter geworden, da sich der Schiffsverkehr mehr zu regeln anfängt. —

Witterung und Wachstum.

Nachdem die Kolonie in der letzten Hälfte des September den ersten erfrischenden Frühlingsregen erhielt, trat dann wieder eine langanhaltende Dürreperiode mit lästigem Nordsturm ein. Dann endlich letzten Ende Oktober wieder ergiebige Regen ein, die ein Pflügen und Pflanzen ermöglichten. Von der Zeit an sind die Regen mehr regelmäßiger, was ein Wachstum der Pflanzen ermöglicht. —

Heuschrecken

ziehen Tag für Tag durch die Luft. Ab und zu schädigen sie auch die junge Aussaat. Zur Zeit legen sie ihren Samen ab. Dieser Umstand läßt den Landmann recht dunkel in die Zukunft blicken, denn haben wir doch schon früher den hartnäckigen Kampf mit der zähen Brut führen müssen.

Temperaturen

wurden im Oktober folgende gemessen: max. 42, min. 12, mittel 28,3 Grad nach Celsius. Niederschläge 22 mm.

Schriftleiter: **Nicolaus Siemens.**